

Lerne zu lernen!

Individualisierte Lernformen verfolgen hehre Ziele – im Schulalltag aber geht es vor allem pragmatisch zu

Selbstorganisiertes Lernen soll Schüler motivieren und ihnen Eigenverantwortung beibringen. Das Konzept ist umstritten. Sicher ist, dass es Schulbetriebe flexibler macht.

Robin Schwarzenbach

Ein Montagmorgen im «Lernatelier» der Sekundarschule Pratteln: Der Raum ist grösser als die übrigen Klassenzimmer und bietet Platz für bis zu drei Klassen. Die Schüler haben einen eigenen Arbeitsplatz, den sie zwar schmücken dürfen, der vorne, links und rechts aber mit einem Sichtschutz versehen ist – damit sich jeder konzentrieren kann. Francesco Rizzo beschäftigt sich gegen Ende dieser Doppelstunde mit Deutsch und Mathematik. Der Zwölfjährige arbeitet eine Liste mit Pluralformen durch; dann widmet er sich einem Papier, das Aufgaben mit verschiedenen Längmassen bereithält. Wenn er fertig ist, macht er auf seinen Kann-Listen einen Haken («Ich kann Nomen verlängern, um die richtige Schreibweise herauszufinden», «Ich kann Längmassen verwandeln»).

Klassenzimmer unter Druck

Was Francesco sich konkret vornimmt und wie er seine Zeit einteilt im «Lernatelier», muss er selber entscheiden. Lehrer sind zwar ebenfalls anwesend in dem Raum. Doch sie halten sich zurück. Anweisungen an alle sind keine zu vernehmen. Überhaupt ist es auffallend still. Abgesehen von gelegentlichem Flüstern halten sich die Schüler an die Regel, die absolute Ruhe verlangt.

Selbstorganisiertes Lernen nennt sich das Konzept, von dem hier die Rede sein soll und das in der Schweizer Bildungslandschaft mitunter für hitzige Debatten sorgt. Schulen, die sich diesem Ansatz komplett verschrieben haben, werden besonders kritisiert – nicht zuletzt von Lehrern, die mit solchen Modellen gar nichts anfangen können. «Die sozialromantische Vorstellung à la «Meine Schüler – meine Klasse» führt bei uns ins Leere», sagt Gregory Turkawka, Schulleiter der Sekundarschule Niederhasli im Kanton Zürich. In Niederhasli gibt es keine Klassenstrukturen mehr. Als Wissensvermittler treten die Lehrer nurmehr in vergleichsweise kurzen, klassenübergreifenden Inputlektionen



Liste für Liste, Blatt für Blatt: Szene im «Lernatelier» der Sekundarschule Pratteln.

ANNICK RAMP / NZZ

in Erscheinung. Den grossen Rest der Zeit verbringen die Schüler in einer Umgebung, die mit dem «Lernatelier» in Pratteln vergleichbar sein dürfte.

Der Unterschied: Klassischen Unterricht gibt es in der Baselbieter Sekundarschule nach wie vor. Mathematik, Deutsch, Geschichte, Geografie und Fremdsprachen werden weiterhin in Klassenverbänden unterrichtet. Danach müssen die Schüler den Stoff aufbereiten, indem sie sich in Eigenregie an ihre Zielvorgaben machen. Der Fachunterricht in diesen Disziplinen beläuft sich auf ein Drittel. Ein weiteres Drittel der Wochenstunden arbeiten die Schüler für sich. Hinzu kommen Lektionen in den Fächern Biologie, Chemie und Physik, die im «Lernatelier» sehr selten bearbeitet werden.

Der Vergleich der beiden Schulen zeigt: Selbstorganisiertes Lernen kann verschieden interpretiert werden. Die Sekundarschule Pratteln, die das Modell im vergangenen Jahr eingeführt hat, hat sich unter anderem auch in Niederhasli kundig gemacht. Am Ende indes

entschieden sich die Baselbieter für eine weniger radikale Variante. Beraten wurden beide Schulen von einer privaten Einrichtung aus Deutschland, die ihre Vorstellungen von selbstorganisiertem Lernen als Marke verkauft und sich damit offenbar finanzieren kann auf dem Weiterbildungsmarkt.

Wer hat, dem wird gegeben

Worum geht es? Das pädagogische Konzept geht davon aus, dass Eigenständigkeit im herkömmlichen Unterricht im Klassenzimmer zu kurz kommt. Darüber hinaus machen sich Sekundarschulen schon seit längerem Gedanken, was Unternehmen von künftigen Mitarbeitern erwarten. Disziplin, Motivation und Verantwortungsbewusstsein sind laut einer Studie von Economie-suisse besonders gefragt. Und genau in diesen Kategorien schneiden Schulabgänger schlecht ab.

Diese unbefriedigende Situation hat dazu beigetragen, dass sich manche Schulen hinterfragen und zum Teil neue

Wege gehen. Schüler sollen lernen, eigenständig zu handeln. Francesco Rizzo zum Beispiel muss selber wissen, wie er seine Aufgaben angeht im «Lernatelier» in Pratteln. Denn dort fungieren die Lehrer nurmehr als Coach: Bei inhaltlichen Problemen stehen sie zwar zur Verfügung, doch dabei geben sie vor allem Tipps, wie die Jugendlichen selber weiterkommen könnten – sofern sie überhaupt gefragt werden. Francesco jedenfalls findet das «Lernatelier» gut. Seine Motivation stimmt. Er sagt, er mache lieber alles in der Schule fertig. Denn dann habe er mehr Freizeit. Und: «In der Primarschule haben mich die Schwächeren eher gestört.»

Es scheint einleuchtend, dass gute Schüler von solchen Unterrichtsmodellen profitieren. Die weniger guten hingegen dürften mehr Mühe haben. Auch das zeigt sich beim Augenschein in Pratteln, als sich ein Schüler einer Zweiergruppe anschliesst, die draussen auf dem Gang das Französisch-Lehrbuch aufgeschlagen hat. Statt wie vorgesehen an den Unterlagen orientiert sich der

Knabe direkt an den Lösungen seiner beiden Kollegen – und übernimmt auch deren Fehler.

Die Problematik ist bekannt. Es gebe Schüler, denen man täglich unter die Arme greifen müsse, und solche, die das gar nicht nötig hätten, sagt Gregory Turkawka von der Sekundarschule Niederhasli. Für den Schulleiter ist das jedoch keine Schwäche, sondern vielmehr eine Stärke des Konzepts. Denn: Da die Mehrheit der Schüler selbstständig arbeiten kann, haben die Lehrer umso mehr Zeit, denjenigen zur Seite zu stehen, die auf Unterstützung angewiesen sind.

Lehrer als Team

Die Voraussetzungen für eine enge Betreuung der Schwächsten hält Turkawka für besonders günstig. Schliesslich würden die Lehrer von der Kleinarbeit, die Klassenführung mit sich bringe, ebenfalls entlastet – eine Einschätzung, die umstritten ist (siehe Interview). Konrad Saameli, Deutsch- und Mathematiklehrer in Pratteln, sagt: «Noch neigen wir dazu, alles kontrollieren zu wollen.»

Die Vorteile auf der organisatorischen Ebene scheinen klarer. Im «Lernatelier» in Pratteln werden meist mehrere Klassen von mehreren Lehrpersonen beaufsichtigt. Das macht den Betrieb flexibel. Fällt ein Lehrer aus, kann die Schulstunde trotzdem in der gewohnten Form stattfinden. Fixe Zuständigkeiten gibt es nicht. Die Lehrer verstehen sich als Team – was allerdings die Bereitschaft voraussetzt, auch hier ein Stück weit loszulassen und sich offen zu zeigen für neue Ideen. So kann es sein, dass pädagogische Fragen diskutiert werden, die früher nicht zur Sprache kamen, da jeder Lehrer für sich und hinter verschlossenen Türen unterrichtet.

Doch was ist, wenn Lehrer, pardon, wenn Coachs in Fächern weiterhelfen sollen, die sie gar nicht unterrichten? Was ist, wenn sich Coach und Schüler über Dinge unterhalten, von denen die ganze Klasse profitieren würde? Selbstorganisiertes Lernen soll auch zur Reflexion anregen. Doch was ist, wenn solche Gespräche gar nicht stattfinden, da die meisten Jugendlichen nicht in der Lage sind, die entsprechenden Fragen zu stellen? All das wäre zu diskutieren. Der Trend indes scheint klar. Die Universität Zürich etwa hat ein Forschungsprojekt zum Thema lanciert. Es interessieren vor allem Schulen, die personalisierte Lernformen bereits praktizieren – und andere Schulen inspirieren sollen.

«Schüler sind doch nicht wegen des Freiraums motiviert»

Hermann Forneck, der Direktor der Pädagogischen Hochschule Nordwestschweiz, hält nichts von plakativen Formeln im Schulwesen

Herr Forneck, selbstorganisiertes Lernen klingt innovativ. Doch was ist eigentlich neu daran? Hausaufgaben, Referate und schriftliche Arbeiten müssen Schüler schliesslich auch selber machen.

Das ist richtig. Doch man muss sich bewusst sein, dass es sich bei diesem Unterrichtskonzept um einen Versuch handelt, auf Problemlagen zu reagieren, die schon länger existieren.

Welches sind diese Problemlagen?

Wir haben es mit dem Verlust von gemeinsamem Wissen und Werten zu tun. In den fünfziger Jahren war allen klar, wie man sich zu benehmen und was man anzustreben hatte. Bürgerliche Werte wurden damals auch von anderen Schichten akzeptiert. Diesen Kanon gibt es nicht mehr. Migrationsströme haben zudem dazu geführt, dass Schüler keinen kulturellen Hintergrund mehr haben, auf den sich alle berufen können.

Dann geht es darum, dieser Heterogenität der Gesellschaft gerecht zu werden? Die Schule hat die Aufgabe, dieses Ungleichgewicht zumindest zum Teil zu kompensieren, ja.

Kann sie das?

Sie ist die einzige Institution, die dafür infrage kommt. Das Schulwesen muss

angemessen eingehen auf diese Prozesse der Individualisierung und ihnen Raum geben im Unterricht. Gleichzeitig muss sie aber auch Wissen und sogenannte Kompetenzen vermitteln – wobei die endlose Debatte über Kompetenzen ein Hinweis darauf ist, dass es unserer Gesellschaft nicht mehr gelingt, Inhalte, die die Schule vermitteln soll, gemeinsam festzulegen.

Wie erklären Sie sich die Grabenkämpfe, die alternative Lernformen ausgelöst haben?

Reformpädagogische Ansätze lösen immer eine Gegenbewegung aus. Das war in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren nicht anders, als Werkstatt-, Quartals- und Wochenplanunterricht aufkamen. Das waren ähnliche Konzepte, da sie die Schüler ebenfalls als Individuen begriffen. Die Ablehnung dürfte damit zu tun haben, dass sich viele Lehrer überfordert fühlen.

Ein bekanntes Problem. Was wäre dagegen zu unternehmen?

Wer Reformen will, muss sorgfältig damit umgehen. Innovationen in der Schule brauchen Ressourcen. Dem entgegen steht eine ungute Tendenz im Bildungswesen, dass Neuerungen zwar eingeführt werden, die dazu notwendigen

Investitionen aber fehlen. Die Reformgeschichte an unseren Schulen ist auch eine Geschichte von Reformen, die auf halber Strecke stecken bleiben.

Von Lehrern ist nicht zuletzt die Sorge zu vernehmen, dass bei dieser Reform das



«Ich bin gegen allgemeingültige Rezepte.»

Hermann Forneck
Erziehungswissenschaftler

Fachwissen und die Persönlichkeit der Lehrpersonen marginalisiert zu werden drohen. Woher rühren diese Ängste?

Ich denke, es handelt sich um eine Reaktion, die auf einer konkreten Erfahrung gründet: Die Vorstellung, dass Schüler lernen, wenn sie sich selbst überlassen werden, ist falsch; und jede Kritik, die auf dieses Missverständnis abzielt, hat recht. «Selbstorganisiertes Lernen» ist ein unglücklicher Begriff. Denn im Grunde geht es nicht darum, dass Schüler ihre Arbeit selbst organisieren, sondern um eine veränderte

Form der Steuerung des Unterrichts durch die Lehrer.

Das Fachwissen der Lehrpersonen steht also nicht infrage?

Nein. Dieses Wissen ist eine zentrale Voraussetzung für einen guten Unterricht. Doch es ist nicht mehr in erster Linie für einen Lehrervortrag gefragt. Vielmehr gilt es, die einzelnen Schüler kraft dieser Kenntnisse gezielt zu unterstützen. Fachwissen, Fachdidaktik und diagnostisches Handwerk sollte man nicht gegeneinander ausspielen.

Fest steht, dass neue Lernformen verunsichern. Generieren pädagogische Hochschulen, die diese Konzepte vermitteln, damit eine direkte Nachfrage für ihre eigenen Weiterbildungsangebote?

Nein. Mit Modethemen kann man zwar Geld verdienen in der Weiterbildung. Doch die öffentlichen Anbieter orientieren sich an elementaren Bildungsfragen und nicht an plakativen Formeln.

Selbstorganisiertes Lernen nimmt für sich in Anspruch, überfachliche Kompetenzen zu stärken, zum Beispiel die Fähigkeit, sich selbst zu motivieren. Was ist davon zu halten?

Ich kann den Automatismus, der dieser These zugrunde liegt, nicht nachvollzie-

hen. Motivation kommt von guten Lernerfahrungen und nicht von «Selbstorganisation». Schüler sind doch nicht wegen des Freiraums motiviert, der ihnen in einigen Schulen zugestanden wird. Und warum ein gut gemachter Lehrervortrag weniger motivieren soll, leuchtet mir nicht ein.

Sie plädieren für Frontalunterricht?

Nein. Ich bin gegen Vereinfachungen, gegen allgemeingültige Rezepte. Dafür ist Schule viel zu komplex. Jedes Schulhaus, jede Klasse, jeder Jahrgang, jeder Tag ist anders. Ob klassisch oder nicht: Um die mühsame Arbeit an Qualität, Disziplin und Klima im Unterricht kommen die Lehrer nicht herum.

Wenn Sie als Vater entscheiden könnten zwischen einer Schule mit und einer ohne alternative Lernformen. Welches Modell würden Sie wählen?

Ich würde mich mit den Lehrern unterhalten, um abzuschätzen zu können, wo mein Kind eher gefördert wird, und zwar unabhängig von der Lernform.

Interview: Robin Schwarzenbach

Hermann Forneck ist Direktor der Pädagogischen Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz. Als Erziehungswissenschaftler beschäftigt er sich unter anderem mit Lernkonzepten.